Die Wahrheit

Wochenschrift für den deutschen Aufbau

Beilage zum „Posener Tageblatt“

13. Folge

29. Juli 1934

Nur das ist Sünde, was so wenig aus einer Leidenschaft wie aus einer Tugend hervorgeht. Hebbel.

Verheißung 1914 . . .

Zur zwanzigsten Wiederkehr des Jahres des Kriegsausbruchs

Von Curt Hotzel.

Wer es mit wachen Sinnen erlebte, dem muß schon die Erinnerung einen Schauder körperlich erregen: — Juli 1914 . . . Wer jung war in diesem Jahr, der steht heute in den Mannesjahren und blickt zurück wie in einen blutroten Nebel . . . Tausendmal ist es gesagt und geschildert worden: dieser Aufbruch, diese ersten Zeichen, die Straßen und Plätze in Berlin, als sich auf Millionen Blätter endlich das niederschlug, was geheim und nur geahnt von uns jungen Menschen in den Zimmern der Staatsmänner vor sich ging.

Ein Abend in der letzten Juliwoche: Junge Männer treibt es in die Stadt hinein, die von Gerüchten wimmelt, von Flugblättern überflutet ist. Vom Potsdamer Platz bis zum Brandenburger Tor gehen sie wie im Traume, gezogen von einem ungeheuren Schicksal . . .

Oesterreich hat an Serbien wegen des Mordes von Serajewo ein Ultimatum gerichtet! Und nun sehen die Augen der jungen Männer, der Studenten und Kaufleute, plötzlich etwas ganz Unerhörtes: durch das Brandenburger Tor kommt ein Zug wild erregter Männer, Jünglinge, wer weiß, was sie sind? — Einer reitet an der Spitze auf den Schultern eines anderen und schwenkt die schwarzweißrote Fahne . . . Der Zug wächst mit jeder Minute, wir laufen mit, am Reichstag vorbei, über Rasen und Beete, kein Polizeibeamter hält uns auf: — zur österreichisch-ungarischen Botschaft! Da, in der Seitenstraße, wo sonst nur einzelne Menschen sittsam gehen, wo Generalstäbler zum Amt eilen, wo die Wagen der Diplomaten rollen, — dort sammelt sich eine Menge erregter Menschen, schreit hinauf zum Balkon des würdigen Palais, wo jetzt die ehrwürdige altväterliche Gestalt des ungarischen Grafen Szögyeny, des Botschafters Kaiser Franz Josephs, erscheint und etwas befangen für den Jubel dankt.

*

Und dann treibt es die jungen Männer jeden Abend nach der Tagesarbeit die alte preußische Via triumphalis entlang, die „Linden“, wo die Menge wächst und wächst, wo das Schicksal immer deutlicher sich formt, wo die jungen Männer plötzlich erleben, was ein Volk ist, eine Nation, was das schicksalsschwere Wort „Politik“ eigentlich bedeutet . . . Und sie sehen in all den Gesichtern ein Flackern, Widerschein wie von einer richtigen Flamme: Krieg! . . .

Ja, es ist wie ein Taumel, und doch ist ein tiefer, feierlicher Ernst über alledem: all das Schreien und Rufen, das Singen und Jubeln, das Streiten und Fürchten — all das ist in eins geschlungen: Jetzt geht es um uns, um Deutschland, um Blut und Erde, um Ehre und um das Dasein dieses plötzlich schreckensvoll geeinten Volkes und Vaterlandes . . .

Wer das hier an der alten Siegesstraße erlebte, dem zittert heute nach zwanzig Jahren noch das Herz bei dem Gedenken.

*

Wie das getier der wälder das bisher
sich scheute oder fletschend sich zerriß
bei jähem brand und wenn die erde bebt
sich sucht und nachbarlich zusammendrängt:
so in zerspaltner heimat schlossen sich
beim schrei der krieg die gegner an . . . ein hauch
des unbekannten eingefühls durchwehte
von schicht zu schicht und ein verworrenes ahnen
was nun beginnt . . . für einen augenblick
ergriffen von dem welthaft hohen schauer
vergaß der feigen jahre wust und tand
das volk und sah sich groß in seiner not .

Das ward uns Deutung des Erlebten zwei Jahre später, als der Krieg in den Alltag geraten war, als die Not klein und gar nicht mehr zur Größe emporreißend schien — 1927 sandte der große Dichter Stefan George dies als Anfang seines Gedichtes vom Krieg unter die Verzagten, die Hellsichtiggewordenen und tapfer Widerstehenden. Damals lag das schon weit zurück, das Schaudern vor dem Inbild unseres Volkes, das sich für kurze Wochen groß erschienen war in seiner Not... Weit zurück lagen die Tage des Kriegsausbruches, und alle ahnten nun wieder etwas: etwas Bedrückendes, das aber nicht mehr das Einsgefühl stärkte und zur Größe des Selbstgefühls hinriß.

Es klangen längst in den Seelen Georges bittere Frageverse:

Wo zeigt der Mann sich, der vertritt das Wort,
Das einzig gilt fürs spätere Gericht?

Das war der Keim der Angst, war das verworrene Ahnen gewesen: das Wort in jenen großen Tagen war schal, und der Glaube, der Berge versetzt, konnte nicht von ihm geweckt, geschweige denn gestärkt werden. Und dennoch ergriff der „welthaft hohe schauer“ das Volk! Dennoch fand sich in der im Innersten bis dahin zerrissenen Nation das gewaltige Ja! zu seinem Kriege. Es war sein Krieg — das war von jenen unvergeßlichen Julitagen des Jahres 1914 an Gewißheit.

Zwanzig Jahre!

Zum zwanzigsten Male jähren sich jetzt die Tage, wo eine ganze Welt in Flammen aufging. Die Welt, in der wir bis zu den Augusttagen 1914 gelebt haben, ist untergegangen, aus Strömen von Blut ist eine neue entstanden. Die Stärkeren haben die Welt neu aufgeteilt, und die Völker haben ihr Gesicht verändert. So wurde der große Krieg wohl zu der größten Revolution, die die Geschichte überhaupt kennt.

Der Krieg hat auch den Deutschen ein neues Volksgefühl gegeben. Die deutschen Soldaten des Krieges lernten das Auslanddeutschtum in Feindesland kennen und hatten doch vorher kaum etwas von ihm gehört und gewußt. Es schien, als finde sich das deutsche Volk selbst erst durch den Krieg. Mitunter schien es sogar, als wolle man über dem Volksgedanken den Staatsgedanken zu kurz kommen lassen: eine seltsame Ironie bei einem Volke, das die größte staatsschöpferische Kraft immer besessen hat und das seinem konstruktiven Wesen nach einen festgefügten Staat als Rückgrat, als Klammer auch der Nation braucht. Daran ändern nichts bürokratische Ueberspitzungen, allzuweit gehende Fürsorge gerade auf völkischem Gebiet, durch die aus dem Staatsgedanken früher eine Staatsallgewalt zu werden drohte.

Am 1. August 1914 begann die geistige Revolution des deutschen Volkes. Etwas Unerhörtes, nie in solchem Maße Erwartetes erlebten wir in jenen Tagen: die einmütige Geschlossenheit des ganzen deutschen Volkes, die begeisterte Einsatzbereitschaft aller für das Vaterland, für das Volk! Diese Begeisterung, diese Bereitschaft erfaßte jeden und verwischte plötzlich alle Unterschiede, die bis dahin das deutsche Volk so zerspalten hatten, die Unterschiede der Stände, der Bekenntnisse, sie überbrückte die Gegensätze zwischen arm und reich, zwischen jung und alt, zwischen klein und groß, sie fegte wie im Sturme das Gift des alten Deutschlands fort, den Klassenkampf.

Zwar waren noch kurz zuvor deutsche Sozialdemokraten nach Paris gefahren, um mit ihren französischen Freunden über Generalstreiks, Kriegsdienstverweigerung usw. für den Fall eines Krieges zu verhandeln. Aber alle diese papierenen Beschlüsse gingen unter in dem großartig auflodernden Feuer der Begeisterung auch der deutschen Arbeiter. Aus seinem gesunden Gefühl heraus empfand es der deutsche Arbeiter, daß es um die Zukunft des ganzen Volkes, damit auch um seine eigene Zukunft ging und daß die deutsche Zukunft nur durch die einmütige Geschlossenheit aller Deutschen gesichert werden konnte. Er empfand es, daß es in diesem Kampfe keine Klassen, keine Parteien mehr geben durfte, daß der Klassenkampf die Zerstörung der Volkseinheit bedeutete. Alle Deutschen empfanden aus aufrichtiger Ueberzeugung mit, was Kaiser Wilhelm damals in die Worte faßte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“

Gewiß wären die unerhörten Siege der deutschen Heere, die wie im Sturme die Feinde überrannten, nicht möglich gewesen, wenn nicht diese unbedingte Geschlossenheit und Einsatzbereitschaft für das Ganze, für die Nation, alle umfaßt hätte und einen jeden die große Sache als seine eigene hätte empfinden lassen. Niemals war das deutsche Volk größer als in jenen ersten Kriegsmonaten.

Es heißt die Dinge nachträglich falsch sehen und der Wahrheit Gewalt antun, wenn gelegentlich gesagt worden ist: das sei 1914 doch nicht die richtige Begeisterung gewesen, denn sonst hätte sie nicht wieder verfliegen, sonst hätte es nie zum Zusammenbruch kommen können. Es war 1914 kein Strohfeuer, sondern es war echte, tiefe Begeisterung, die das deutsche Volk erfaßt hatte und es in den Stand zu setzen schien, Uebermenschliches zu leisten.

Aber Begeisterung ist etwas, was nicht auf Flaschen gezogen und nach Bedarf wieder aufgefrischt werden kann. Begeisterung entsteht aus der intuitiven Erkenntnis des Augenblicks, daß der Einsatz notwendig ist für eine große und erhabene Sache. Begeisterung überwindet durch ihren Schwung alle Widerstände, die der wägende Verstand in den Dingen erblickt und berechnet. Die Begeisterung eines Volkes gehört zu den Unwägbarkeiten der Politik, von denen Bismarck sprach, und reicht in jenes irrationale Gebiet hinein, das mit den Maßen der Erscheinungswelt nicht zu messen ist.

Die Begeisterung von 1914 aber umzuformen in den ebenso einheitlichen zähen Willen des gesamten deutschen Volkes, die Gefahr für den Bestand Deutschlands unter allen Umständen abzuwehren, das gefühlsmäßige Erkennen, daß die Zukunft des deutschen Volkes bedroht war, den Deutschen zu klarem und dauerndem Bewußtsein zu bringen — das war damals die Aufgabe der politischen Führung Deutschlands. Dieser großen, ja entscheidenden Aufgabe ist ein Bethmann-Hollweg nicht gewachsen gewesen.

Im August 1914 war das deutsche Volk eine geschlossene Einheit wie nie zuvor in seiner Geschichte. In dieser Einheit war es unbesiegbar. Diese Einheit galt es zu erhalten und nie wieder verloren gehen zu lassen. Aber sie wurde nicht erhalten, sie ging verloren, weil an der Spitze des Reiches keine Männer standen, die diese kostbare Errungenschaft zu hüten und zu pflegen imstande gewesen wären.

Die dunklen Mächte drängten wieder hervor, die noch immer seit Segest das deutsche Schicksal verraten haben. In den Augusttagen hatten sie sich nicht hervorgewagt, in die letzten Winkel hatten sie sich zurückgezogen, denn sie wußten nur zu gut, daß die stürmische Begeisterung sie zertreten hätte. Die Regierungen aber ließen aus Schwäche und Unfähigkeit alles sich entgleiten, was als Schicksal gestaltet werden mußte. Die Begeisterung wurde in Paragraphen und Kriegsverordnungen erstickt. Da war die Zeit derer gekommen, die Deutschland von innen heraus zerstören wollten. Sie bohrten an der Einheit des Widerstandswillens. Sie redeten dem deutschen Volke ein, daß es nicht für seine eigene Zukunft kämpfe, sondern nur für seine Führer, die es aus größenwahnsinniger Machtgier in diesen Krieg hineingezerrt hätten. Sie flüsterten, daß Deutschlands Führer keinen Frieden wollten, weil sie feindliches Land zu erobern begehrten. Sie logen, daß die Feinde nur das Beste für das deutsche Volk im Sinne hätten, daß sie es von seinen verbrecherischen Führern befreien wollten, um es seinem Glück, einem Frieden der Eintracht mit allen Völkern, entgegenzuführen. Sie verpesteten so die Heimat und drückten ihr den Dolch des Verrats in die Hand, den sie der kämpfenden Front in den Rücken stoßen sollte. Sie verfaßten eine Friedensresolution des Reichstags im Juli 1917, zu einer Zeit, als Deutschland militärisch günstig dastand. Indem sie den Feinden Frieden und Freundschaft boten, machten sie ihnen neuen Mut und lähmten den Widerstandswillen des eigenen Volkes. Sie glaubten oder taten, als ob sie glaubten, daß man einen Todfeind versöhnen könne, indem man Schwäche zeigt und von Versöhnung spricht, wenn es ums Dasein geht. Sie entfesselten das Gezänk um die Neugestaltung der Verfassung Preußens, die doch nur eine Aufgabe des Friedens sein durfte.

So verlor das deutsche Volk seine Einheit wieder, die ihm das große Erlebnis vom August 1914 geschenkt hatte. So kam das düstere Ende vom 9. November 1918, der Sieg der inneren Feinde Deutschlands, der schwarze Tag von Compiègne am 11. November, schließlich der 28. Juni 1919

Und dann fällt einem ein altes Zeitungsblatt aus dem März 1918 beim Blättern in Mappen früher Arbeiten in die Hände, darauf gedruckt ein unbeholfenes Sonett, an dem die Anfangsstrophe fesselt.

Das ist die Stunde, die dich ehern ruft:
Erwache, Volk, und greife nach dem Kranz!
Aus Himmelshöhen bricht ein neuer Glanz
Und dringt hinab in deiner Seele Gruft . . .

Der Seele Gruft . .: also war es klare Bewußtheit, daß auch in schicksalsschwerer Stunde des sich vollendenden Krieges die Seele verdunkelt war, daß ihr nicht das erlösende Wort gesprochen war . . . Das war nicht „Literatur“, das war lebendige, schmerzliche Erfahrung! Der so sprach, empfand das, was Paul Ernst, dieser Mahner und Führer in der tiefsten Dunkelheit unserer Zeit, nach mittelalterlichem Sprachgebrauch den „geistlichen Tod“ nannte. Und wenn wir nun heute zurückblicken auf die tatsächlichen unglückseligen Ereignisse dieses großen und unvergleichlichen Jahres 1914, so gewahren wir, daß eine unzureichende Führung eben aus diesem Grunde unzureichend handelte: aus dem geistlichen Tode. Wie wäre sonst der Rückzugsbefehl von der Marne zu erklären? Er fehlte die vollkommene Gewißheit von der eigenen Sendung, von dem heiligen Recht dieses deutschen Krieges. Dieses tödliche Fehlen ließ Bethmann-Hollweg vor dem Forum der Welt vom deutschen Unrecht an Belgien reden und so das heilige Rechtsgefühl schänden, das unser Volk eben noch geeint hatte zu jeder Tat. Blut war auf Verantwortung der leitenden Männer vergossen worden — aber es hatte nicht die alles reinigende, rettende Blutweihe ausgebreitet auf die Führenden. So waren sie nicht mehr von Gottes Gnaden, und des Volkes schauderndes Einsgefühl zerfiel.

Und so wurde das Wirklichkeit, was Franz Schauwecker später in die Worte gefaßt hat: **Wir mußten den Krieg verlieren, um die Nation zu gewinnen.**

*

Ungeheuer erwächst aus solcher Werkung des Erlebten die Verantwortung der Gegenwart. Jetzt erfüllt sich Zug um Zug alles, was damals, dunkel geahnt, sich als Aufgabe des Schicksals stellte. Ueberwindung des seelischen Todes, Erneuerung des Einsgefühls des Volkes, Erfüllung des Wortes, das gilt fürs spätere Gericht: all das wird heute als innere Notwendigkeit des deutschen Lebens empfunden. Nach zwanzig Jahren schließt sich der Kreis. Wieder brach die Jugend auf, wieder riß sie die Fahne hoch, die Fahne mit der Sonnenrune, wieder fühlte sich ein Geschlecht eins in seiner Not. Jetzt muß die Seele ins Licht finden aus dem deutschen Volkskriege von 1914, muß zu einem Ja! zu dem heiligen Erwachen der deutschen Seele werden.

Die Kraft eines Volkes wird nicht gemacht in Büchern und Zeitschriften, sie ruht in der Art, wie die Geschäfte des Tages erledigt werden. **Gottfried Traub.**

in Versailles und eine endlose Leidenszeit für das deutsche Volk.

Der Kriegsausgang hat bewiesen, daß der Krieg wirklich um die Zukunft des deutschen Volkes geführt wurde. Zwanzig Millionen Deutsche sind zuviel — das war die Meinung Clémenceaus, und diese zwanzig Millionen zu vernichten, war der Sinn des Friedensvertrages. Seit diesem unglücklichen Kriegsende ringt das deutsche Volk um seine Selbstbehauptung, um die Grundlage eines friedlichen Daseins. Die Lage des deutschen Volkes inmitten einer feindlichen Welt ist heute schwer. Die Einigkeit ist seine größte Hoffnung.

Wenn ein Volk im Kampfe um Sein oder Nichtsein steht, muß es einig und geschlossen in seinem Willen sein. Zwietracht zerstört seine Zukunft. Im Kampfe um unseren Bestand, um die Erhaltung unseres nackten völkischen und wirtschaftlichen Daseins stehen auch wir Deutschen in Polen. Zwietracht im eigenen Lager muß uns vernichten. Wer Zwietracht säen will, wird freilich immer eine Furche finden, in die er ihren Samen streuen kann. Wer unsere deutsche Führung dafür verantwortlich machen will, daß wir alle in eine Zeit schwerer wirtschaftlicher Not hineingeraten sind und wer damit die Zwietracht nährt, handelt ähnlich, wie die gehandelt haben, die im Weltkriege glaubten innere Streitigkeiten über Verfassungsfragen und ähnliche nebensächliche Dinge zum Austrag bringen zu müssen. Es tut uns wahrlich not, am Gedenktage des Kriegsbeginns auch an unsere eigene Einigkeit zu denken! Mck.

Deutscher Einheitsblock für Mogilno genehmigt

Nachdem der „Deutsche Einheitsblock" für die Stadt Posen vor einigen Wochen genehmigt worden ist, ist nunmehr auch die Organisation für die Stadt Mogilno durch die Verwaltungsbehörden genehmigt worden. Wir rechnen damit, daß im Laufe der nächsten Zeit auch in einer Reihe anderer Kreise der „Deutsche Einheitsblock "seine Tätigkeit wird aufnehmen können.

Der Wille zur Einigkeit

Niemand kann leugnen, daß draußen im Lande die Ueberzeugung unter den deutschen Volksgenossen wächst, daß das durch die Kämpfe der letzten Monate zersplitterte Deutschtum wieder zusammengeführt werden muß, wenn es den Kampf um seine Selbsterhaltung, der auch in Zukunft in nichts leichter sein wird als bisher, erfolgreich führen will. In Versammlungen mochte dem einzelnen diese Ueberzeugung leicht verloren gehen. Aber die graue Wirklichkeit sieht doch so ganz anders aus als die Wunschbilder, die unter dem Einfluß der Versammlungen entstehen. Und wer nüchtern die Tatsachen, die sich täglich um uns herum vollziehen, überdenkt, erkennt, daß wir Deutschen in Polen immer auf uns allein gestellt sein werden und daß deshalb die unbedingte Geschlossenheit in unseren Reihen notwendig ist. Draußen im Lande wird eingesehen, daß es eine verhängnisvolle Selbsttäuschung ist, wenn wir uns einbilden wollten, wir würden plötzlich in einem Paradies des allgemeinen Wohlwollens leben, wenn wir nur die wohlgegründeten und letzten Endes durchaus bewährten Grundlagen unserer organisatorischen Zusammenfassung aufgeben wollten. Das Spiel mit solchen Selbsttäuschungen hat das deutsche Volk am 11. November 1918 in den Wald von Compiègne und am 28. Juni 1919 in den Spiegelsaal von Versailles geführt.

Diese nüchterne Erkenntnis führt die Deutschen aus den Versammlungen hinaus und läßt sie der Versammlungsreden müde werden. Denn die schönsten Reden können die Macht der eigenen Ueberzeugung nicht auf die Dauer erschüttern. Viele von diesen nachdenklich Gewordenen sagen nun: Wir warten ab, wir wollen von dem deutschen Zwist nichts mehr wissen — mögen die anderen zusehen, wie sie untereinander fertig werden! Dies Denken ist ein Zeichen der Ermüdung des Verdrusses über den Streit. Aber dürfen wir müde werden? Muß nicht vielmehr ein jeder, in welchem Lager er auch stehen oder gestanden haben mag, sein Teil dazu beitragen, daß der Zwist endgültig überwunden und die Einigkeit des Deutschtums so schnell wie möglich wieder hergestellt wird? Jeder Tag. der verloren geht, schadet dem Deutschtum.

Wir wissen allerdings, daß es Kreise gibt, die ein besonderes Interesse daran haben, diese sich von selbst anbahnende Einigung zu stören. Anders ist es nicht zu verstehen, wenn der Bielitzer „Aufbruch" eine Notiz aus dem „Deutschen in Polen" des Herrn Dr. Pant zum Anlaß nimmt, um das Wasser zu trüben und der zu erhoffenden Einigung von vornherein ein besonderes Gesicht zu geben. Der „Aufbruch" ist sich gewiß klar darüber, daß es auch in Oberschlesien nicht mehr allzuviel Deutsche gibt, die sich von ihm noch überzeugen lassen, und möchte eine Stärke vortäuschen, die in umgekehrtem Verhältnis zur Schwäche seiner tatsächlichen Stellung steht. Aber die Einmischung des Bielitzer „Aufbruchs" und seiner Leute wird jetzt schon in allen Kreisen unseres Deutschtums abgelehnt. Sie hat schon zuviel Schaden gestiftet und kann nicht mehr richtunggebend sein. Wir lassen es uns nicht gefallen, eine Einigung so umzudeuten, daß sie den Nährboden neuen Zwistes bilden würde. Eine Einigung, in die von vornherein ein Spaltpilz hineingesetzt würde, wie es der „Aufbruch" gern möchte, wäre eben keine Einigung!

Eine Einigung muß, wenn sie von Dauer sein soll, auch den gegenseitigen Willen zur Versöhnung und zur Zusammenarbeit zeigen. In dem Zusammenwirken aller sachlich geeigneten Kräfte aber werden am ersten die bisherigen Unterschiede der Stellungnahme verschwinden, denn sachliche Arbeit erfordert den Menschen, nicht aber Vorurteile und Abneigungen. Und dabei wird auch kaum der „Aufbruch" nützlich mithelfen können, der sich jetzt als „Schulungsorgan" etablieren will, nachdem er sich der Erkenntnis nicht mehr hat verschließen können, daß die bisherigen Methoden seines Aufbruchs Schiffbruch erlitten haben. Die Vergangenheit des „Aufbruchs" hat gezeigt, daß wir Deutschen seiner Schulung nicht bedürfen. Mck.

Wie es nun überhaupt mit Geheimnissen ist: wer sie nicht weiß, der erklärt sie, und wer sie erklärt, der weiß sie nicht. **Matthias Claudius.**

Der Haß wird von derselben Spannung wie die Liebe bewegt. Wenn die Liebe erst einmal auf einen Gegenstand eingestellt wird, umstreift sie ihn von Tag zu Tag mit rasenderen Umdrehungen. Liebe und Haß sind Gefühle, die aus sich selber die Nahrung zum Fortbestehen ziehen. Der Haß ist nur robuster und hat die eigensinnige Härte der Brennessel. Der Quell, aus dem die Liebe schöpft, hat Begrenzungen. Die Liebe wächst aus der überschüssigen Kraft des Menschen empor. Der Haß aber ist dem Tode verwandt und braucht keinerlei Säfte aus den Organen. Er existiert unter denselben Bedingungen wie der Geiz. Er ist ein Element zwischen Himmel und Erde. **Balzac.**

Nächtliche Begegnung

Meine schönste Kriegserinnerung.

Von **Ludwig Hermann.**

Vom furchtbaren und vom grauenvollen Erlebnis, von Kameradschaft und von Opferwillen ist unendlich viel erzählt worden. Wenig aber, verblüffend wenig, ist vom beglückenden Erlebnis des Krieges berichtet worden. Nur einer, Walter Flex, hat in vollkommen überzeugender Form vom Glück des Krieges berichten können. Ich aber meine, wenn ich von „beglückendem Erleben" schreibe, doch noch etwas anderes als er. Es ist schwer zu erklären, was ich eigentlich meine, deshalb muß ich ein solches Erlebnis erzählen, das in all seiner Einfachheit manch anderer vielleicht kaum des Erwähnens wert halten würde, das mir aber Jahre und Jahrzehnte nachgegangen ist, und mich jedesmal wieder froh gemacht hat, wenn es mir vor's Gedächtnis trat.

Das war im Herbst 1917. Die Verluste der letzten Zeit waren furchtbar gewesen, und so kam es, daß mancher von uns jungen Reserveleutnants berufen wurde, eine Kompagnie zu führen, weil es an älteren Offizieren bereits mangelte. So ging's auch mir. Ich hatte bereits vor dem Kriege meine Wandervogelgruppe geführt, und was ich da gelernt hatte, das kam mir nun zustatten. Ich glaubte, die Kompagnie war mit ihrem jungen Führer, der beinahe überhaupt der Jüngste war, ganz zufrieden.

Nun hatten wir fast einen halben Monat in der Stellung gelegen, in einer der lausigsten Stellungen, die wir je innegehabt hatten. „Lausig" heißt hier aber nicht etwa, daß es eine besonders gefährliche Stellung war, sondern ist im „besten Sinne des Wortes" zu verstehen. Soviel Läuse wie hier hatten wir nie vorher in unseren Unterständen gefunden. Wir hatten die Stellung von dem Regiment, das wir ablösten, in einem schier unbeschreiblichen Zustande übernommen. Dieses Regiment hatte in der Stellung nichts zu lachen gehabt! Wahrscheinlich hatte es nie Zeit, einmal sauber zu machen; vielleicht hatten bereits frühere Regimenter es hier nicht besser gehabt. Kurz — als wir in diese Gräben kamen, marschierten die Läuse sozusagen in Gruppenkolonnen durch die Unterstände. Alles Säubern half nichts mehr, und von Tag zu Tag wurde es schlimmer, denn die Läuse werden bekanntlich innerhalb 24 Stunden zu Urgroßmüttern! Sie haben einen verdammten Vermehrungstrieb! Und wo sie sich einmal festgesetzt haben, da ist mit feldmäßigen Mitteln gegen diesen Feind wenig zu machen. So also sah diese Stellung aus.

Und nun kam am frühen Nachmittag der Befehl zur Ablösung. Wir sollten uns einige Tage in einem Dorf hinter der Front erholen. Auf meine fernmündliche Anfrage beim Regiment erfuhr ich, daß wir verhältnismäßig anständige Quartiere erhalten sollten und daß bereits überall frisches Stroh angefahren sei, damit die Leute es einmal wieder sauber und nett haben sollten! Na, das konnte ja gut werden! Eine Nacht nur in diesem Zustand in die frischen Quartiere, und sie wären bald genau so verlaust gewesen, wie die Unterstände vorn! Ich besprach mich mit meinen Zugführern, und wir beschlossen, koste es, was es wolle, es nicht dahin kommen zu lassen. Wir mußten noch in der Nacht versuchen, die Kompagnie entlaust zu bekommen. Das würde zwar nach den 16 Tagen Grabendienst noch einen tüchtigen Nachtmarsch kosten, aber dann hatten die Leute wenigstens einmal eine Woche Ruhe vor dem Ungeziefer, und die Kompagnie würde bestimmt damit zufrieden sein! Aber — erst um 8 Uhr abends wurde abgelöst, und in der Nacht pflegte keine Entlausungsanstalt in Betrieb zu sein. Was also tun? Die Sanitäter in Oignies würden nicht übermäßig erfreut sein, wenn sie nun nochmals frisch heizen mußten, denn — das wußten wir aus Erfahrung — auch diese Leute hatten, wenn sie auch hinter der Front lagen, keinen leichten Dienst! Wir beschlossen also, daß ich, als der einzige berittene Offizier der Kompagnie, hinreiten sollte. Je. früher ich hinkam, um so mehr war damit zu rechnen, daß die Sanitäter die Sache noch machen würden; aber es kam darauf noch an, daß die Kompagnie nicht gar zu lange zu warten hatte, sondern möglichst gleich nach der Ankunft entlaust wurde, damit Zeit blieb, noch in derselben Nacht in die Quartiere, die einige Dörfer weiter, in Harnes lagen, zu gelangen. Telephonisch wurde durchgegeben, daß mein Bursche meinen Dienstgaul da und dahin bringen solle. Dort traf ich ihn, und dann trabte ich los. Als ich in Oignies ankam, war es fast schon dunkel.

Die Entlausungsanstalt befand sich in einer der großen Kohlenzechen. Das Brausebad der Bergarbeiter war der Mittelpunkt der Anlage. Während die Uniformen und die Wäsche in großen Heißdampföfen desinfiziert wurden, konnte die Mannschaft baden und sich säubern. Die ganze Anlage war prächtig für ihren Zweck geeignet und vorbildlich. Sehr schnell hatte ich mit dem Leiter, einem alten Feldwebel, die notwendigen Maßnahmen besprochen, seinen erst ein bißchen sauer blickenden Leuten durch eine Rauchmaterialspende und das Versprechen eines guten Trinkgeldes, nach vollbrachter Arbeit, den notwendigen Diensteifer beigebracht, und damit war zunächst alles, was ich tun konnte, erledigt. Nun hieß es warten bis zur Ankunft der Kompagnie. Das konnte noch eine ganze Zeit dauern. Drei bis vier Stunden hatten sie von der Stellung aus zu marschieren, bevor sie anlangen konnten. Bis dahin mußte ich sehen, wie ich die Zeit totschlug. Mein Gaul hatte Futter erhalten und war solange versorgt. Ich beschloß, ins Freie zu gehen.

Als ich hinaustrat, war es stockfinster geworden. Nicht die Hand vor den Augen hätte man erkennen können. Vorsichtig, langsam, tappte ich die Straße an dem roten Backsteinbau entlang. Da stieß mein Fuß an ein Hindernis. Es war eine kleine Treppe, die zu irgendeiner Türe führen mochte. Das Tappen im Dunkel war unangenehm. so unangenehm, daß ich beschloß, mich dahinzusetzen und zu warten, bis der Mond heraufkam, oder bis auf die Ankunft meiner Leute. Die Stufen waren breit, und es war ein ganz annehmbarer Sitz, den ich da gefunden hatte. Ich machte es mir bequem und begann nachzudenken. Da, plötzlich fragte eine Stimme aus dem Dunkel heraus: „Na, so schwer Kamerad? — Wo kommst du denn her?"

Ich mußte wohl beim Setzen ein bißchen tief eingeatmet haben, daß der Fremde, der da schon gesessen hatte, den Eindruck gewann, daß ich seufzte. Der Stimme nach zu urteilen, mußte es ein älterer Mann sein. Ich dachte mir, daß es wohl einer der Landsturmleute aus der Entlausungsanstalt sein würde, der da im Dunkeln saß und seinen Gedanken nachhing. Die Stimme klang angenehm, freundlich und interessiert, so daß ich ihm gern und willig Auskunft über den Zweck meines Hierseins gab. Ich mußte an meinen Vater denken und an den Vater eines meiner Freunde, der selber Leutnant war, während der alte Herr irgendwo Landwehrdienst tat. Vielleicht war dieser alte Landsturmmann mit der angenehmen Stimme, der da neben mir saß und den ich nicht sehen konnte, auch so ein alter Herr. Seiner Sprache nach zu urteilen, mußte er bestimmt irgend „etwas besseres" sein. Hätte ich ihm gesagt, daß ich Leutnant sei, wäre er vielleicht befangen geworden. So hielt ich es für besser, gar nichts zu sagen.

„Sie scheinen ja noch jung zu sein?" klang es aus dem Dunkel.

„Neunzehn!" antwortete ich.

„Neunzehn Jahre! So alt ist mein Junge auch! Der ist Artillerist unten bei Verdun! Und mein Jüngster ist erst siebzehn, der ist auch schon irgendwo hier draußen!"

Ich berichtete, daß zwei jüngere Brüder von mir auch an der Front seien. Der alte Herr im Dunkel brachte das Gespräch auf die Mütter. Erzählte von Frau und kleiner Tochter in der Heimat, ich berichtete von Mutter und kleiner Schwester.

Plötzlich unterbrach er das Gespräch. „Sagen Sie, Sie kommen von der Front. Vielleicht haben Sie Hunger. Ich habe gerade noch ein paar belegte Brote bei mir. Wenn Sie mögen, gebe ich Ihnen gern etwas ab."

Dankbar nahm ich an und wunderte mich, daß die Brote in knisterndes, glattes Butterbrotpapier eingewickelt waren. Sie waren ganz friedensmäßig — wie zu Hause — geschnitten, mit Butter bestrichen und gut belegt, schmeckten ausgezeichnet, und meine Sympathie für den unsichtbaren, so freundlichen Spender wuchs. Ich bot ihm Zigaretten dagegen. Er dankte und bekannte sich als Zigarrenraucher, mochte aber im Augenblick nicht rauchen.

Das Gespräch ging weiter. Wir kamen vom Hundertsten ins Tausendste. Wie lange die Zeit währte, hatten wir beide vergessen. Er hatte erfahren, daß ich als Kriegsfreiwilliger ausgezogen war, von der Schulbank kam, alter Wandervogel war. Ich mußte ihm vom Wandervogel, von meinen Fahrten erzählen, er berichtete von seinem Hof. Er war Landwirt. Hatte viel Verständnis für meine Ideen. Einer seiner Jungen war vor dem Kriege im „Jungdeutschlandbund" des Feldmarschalls von der Goltz gewesen. Dann sprachen wir von Literatur. Er bekannte, wohl sich für vieles zu interessieren, aber nicht sehr viel zu kennen. Ich erzählte ihm von Börries von Münchhausen, von den Bayard-Balladen. Als ich ein paar Verse zitierte, wollte er mehr hören. Dann kam Rilkes „Kornett" daran. Der Alte im Dunkel erzählte von Fontane, der ihn auf seinem Hofe besucht hatte. Die Zeit verging wie im Fluge. Da hörte ich im Dunkel marschieren, — das mußte meine Kompagnie sein!

„Ich muß um Entschuldigung bitten!" sagte ich. „Jetzt muß ich mich erst um die Kompagnie kümmern, aber ich komme dann noch zurück, um mich zu verabschieden."

Ich stand auf und ging der Kompagnie entgegen, ließ rühren, Gewehre abnehmen und sagte einem der Zugführer Bescheid, daß er die Leute hineinführen sollte. Dann ging ich wieder, vorsichtig tappend, zur Treppe zurück.

„Na," fragte der alte Herr aus dem Dunkel, „Sie scheinen ja etwas Besseres zu sein?"

Eigentlich tat es mir leid, daß ich ihm jetzt die Wahrheit sagen mußte. Aber ich dachte mir, daß es den alten Landsturmmann doch vielleicht freuen würde, wenn ein Leutnant „so nett" zu ihm gewesen war. Einen Augenblick überlegte ich mir, um meine Antwort so zu formulieren, daß der alte Herr nicht verlegen wurde. Er hatte die ganze Zeit „du" und „Kamerad" zu mir gesagt, und ich war auf diesen Ton gern und bereitwillig eingegangen.

„Besseres?" sagte ich. „Na, auch nichts Besseres, nur ein Leutnant. Kompagnieführer, weil der andere gefallen ist!" und dabei überlegte ich, daß ich doch nun auch fragen müsse, was er sei, schon allein deshalb, weil er sonst hätte glauben können, daß ich nach dem Bekenntnis wieder zugeknöpft werden könne. „Und was sind Sie?" fragte ich zurück.

„Auch nichts Besonderes!" klang's aus dem Dunkel. „Ich bin der Regimentskommandeur des Regiments 93!" — und ich hörte, wie er sich ein bißchen ein glucksendes Lachen zurückhielt. Ich war froh, daß es so dunkel war, sonst hätte er gesehen, daß ich einen roten Kopf bekam.

Aber die Erinnerung an diese Nacht, in der ein junger Leutnant seinen Hochmut vergaß, weil er einen gütigen alten Obersten für einen Landsturmmann gehalten hatte, gegen den er einmal „nett sein wollte", und in der er dann den Leutnantshochmut nicht nur vergaß, sondern verlernte, ist in meiner Erinnerung das beglückendste Erlebnis des ganzen Krieges geblieben.

Tretet dem Deutschen Einheitsblock bei!

Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände soviel als möglich bestimmt und sich so wenig wie möglich von ihnen bestimmen läßt. **Goethe.**

Verantwortlich für „Die Wahrheit": Hans Machatschek. Druck und Verlag: Concordia, Sp. Akc., drukarnia i wydawnictwo. Sämtlich in Posen, Zwierzyniecka 6.